Niederländisch-Indien

Autor(en): **Ernst, Ferdinand von**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft von Bern**

Band (Jahr): **6 (1883-1884)**

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-321193

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Beilage Nr. 2.

Niederländisch-Indien.

Vortrag gehalten von Herrn Hauptmann *Ferdinand von Ernst* in der Sitzung vom 14. Juni 1883.

Meine Herren!

Vor einigen Tagen hatte ich das ausserordentliche Vergnügen die Bekanntschaft Ihres werthen Herrn Präsidenten Prof. Dr. *Studer* zu machen. Von meinem mehrjährigen Aufenthalte in *Niederländisch-Indien* unterrichtet, brachte Prof. Dr. *Studer* unser Gespräch bald auf dieses für Wissenschaft, Handel und Kultur so unerschöpfliche Gebiet des Sunda-Archipels, durch welchen er selbst vor wenigen Jahren eine wissenschaftliche Reise gemacht hatte. Ich theilte Ihrem Herrn Präsidenten Einiges mit über meine Erlebnisse in den Niederländischen Kolonieen, über die Sitten und Eigenthümlichkeiten der verschiedenen dort wohnenden Völkerstämme, über Fülle, Pracht, Beschaffenheit und Urwildheit des Bodens u. s. w. Dr. *Studer* fand Alles was ich ihm so plaudernd mittheilte, wie es mir nun scheint, interessant genug, um bald darauf die Bitte an mich zu richten: „ich möchte doch in der Geographischen Gesellschaft von Bern einen Vortrag halten über meine Erlebnisse in Niederländisch-Indien.“ Wie schmeichelhaft auch dieses freundliche Ansuchen Ihres werthen Herrn Präsidenten für mich war, so glaubte ich doch, meine Herren, es ablehnen zu müssen, weil ich ganz unvorbereitet war und auch Karten, Notizen u. s. w. im Augenblicke mir gänzlich fehlten. Doch Dr. *Studer* gab nicht so leicht nach und hatte die Freundlichkeit mich wissen zu lassen, dass Sie, verehrteste Herren, schon zufrieden wären, wenn ich blos in Form einer *causerie* Einiges über meine Erlebnisse in Niederländisch-Indien zum Besten geben wolle. Damit war mir der Rückzug gänzlich abgeschnitten und ich trete in ihre Mitte, meine Herren, in der völligen Ueberzeugung, dass Sie von einem Soldaten keinen wissenschaftlichen Vortrag erwarten, der ja gänzlich ausser seiner Sphäre läge.

Die Eigenthümlichkeiten einer grossen Seereise, auf einem Steamer oder Segelschiffe, werde ich nicht berühren, eines Theils, weil sie schon genug bekannt sind, andern Theils, weil mich dies zu weit führen würde.

Wenn man durch den Kanal von Suez nach Indien reisend, das Rothe Meer und Aden hinter sich hat, so sieht man meistens zehn bis zwölf Tage kein Land mehr, wenigstens wenn das Schiff Kurs nimmt auf *Padang*, einer Stadt auf der Westküste *Sumatras* und ungefähr unter dem Aequator. Das Wenige was man im östlichen Theile des Mittelländischen Meeres von der einsamen Nordküste Afrika's gesehen hat, der traurige Anblick der Sand- und Salzwüste, durch welche der Kanal von Suez führt, das aschgraue Aden, wo vergebens das Auge eine Pflanze, einen grünen Zweig sucht und kaum im Stande ist das liegende Kameel von der Farbe des dürren Bodens zu unterscheiden; die kahlen, blendenden und heissen Wände des Kalkgebirges am Rothen Meere, verursachen dem Reisenden eine gewisse Entmuthigung und lassen ihn mit Wehmuth an die grünen, freundlichen Gefilde seines nördlichen Vaterlandes denken.

Die grossen Schiffe, welche um die Westküste von *Sumatra* herumfahren, bleiben weit von dieser Küste weg und wenn sie *Padang* berühren wollen, so wenden sie ungefähr unter dem Aequator nach Osten und erreichen so die Rhede von *Padang*. Der Dampfer „*König der Niederlande*", auf dem ich im Monat Mai 1876 die Reise nach *Java* machte, hatte während der Nacht die Rhede von *Padang* erreicht.

Morgens früh $5^1/_2$ Uhr wurden wir durch zwei Kanonenschüsse aus dem Schlafe geweckt und eilten auf's Deck. Die Schiffe, welche die Mail-Post bei sich haben, zeigen ihre Ankunft durch zwei Schüsse an. Kaum kündete die Morgenröthe den anbrechenden Tag; aber der Anblick, der sich unsern erstaunten Augen darbot, war unbeschreiblich schön und erhaben. Da lag das stolze, prächtige *Sumatra* vor uns, mit seinen hohen, grünen Bergen, die aus dem Meer emportauchen. Die Urwälder ragen bis an die höchsten Spitzen und füllen die tiefen Falten des *Barissan*-Gebirges. Ueber das dunkelblaue Meer schweifend, ruht das Auge mit Entzücken auf diesem Tropenbilde. In der Ferne sieht man kleine *Canoes* (ausgehöhlte Stämme) mit übergrossen, weissen Segeln, wie Möwen mit ausgebreiteten Flügeln, sich mit Windeseile dem Dampfer nähern. Sie sind von Malayen besetzt, welche indische Früchte und andere kleine Kuriositäten bringen und verkaufen wollen. Aber nirgends erblickt das Auge ein Gebäude, ein Dach oder ein Rauchwölkchen; Alles ist unter dem überreichen Pflanzenwuchs verborgen, eine Eigenthümlichkeit, welche öfters einer indischen Landschaft, wie prächtig sie übrigens auch sein mag, ein einsames, verlassenes Aussehen gibt.

Der Hauptort *Padang* war vom Schiffe aus ebenfalls nicht zu sehen, weil die Bucht, an der er sich befindet, ganz hinter der

Affeninsel verborgen liegt. Eine Stunde nachdem wir Anker geworfen hatten, kam ein ganz kleines Dampfschiff, eine sogenannte Barkasse, die Postpackete und die Reisenden abzuholen, welche für *Padang* bestimmt waren. Eine ganze Gesellschaft fuhr mit, um wieder einmal den Fuss auf festen Boden zu setzen und *Padang* zu besichtigen.

Die Barkasse fuhr ganz nahe um die *Affeninsel* herum und erst dann wurde es uns klar, warum sie diesen Namen trägt. Hunderte und hunderte von Affen sahen wir dort von Baum zu Baum, von Stein zu Stein klettern und springen. Sie folgten der Küste nach unserer Barkasse und verübten ein grässliches Geschrei. Die *Affeninsel* ist ganz mit tropischen Pflanzen bedeckt und die schönsten Lianen hängen von den Felsblöcken an der Küste bis in's Meer hinab.

Um die Affeninsel einmal herumgefahren, waren wir bald im Hafen *Padang*'s und am Quai gelandet. Da war Alles schon Indisch. Die braunen Kerle, halb nackt sich herandrängend, die an der Mündung des Padangflusses badenden Büffel oder *Carbauwen*, auf deren breiten Rücken schwarzbraune, ganz junge, nackte Knaben sitzen; die vielen, hohen Kokosnuss- und andere Palmen, wie z. B. die prächtige Fächerpalme, die mächtigen indischen Bäume aller Art, die aus Bambus und Holz verfertigten Malayischen Häuser, mit ungeheuren, spitz zulaufenden Dächern, und noch so vieles Andere waren für uns ganz neue Dinge.

Verschiedene europäische Herren und Damen von *Padang* waren in ihren von zwei feurigen, kleinen Pferden gezogenen *Mylords* an den Landungsplatz gekommen, um Verwandte abzuholen, Freunde wieder zu sehen oder Neuigkeiten aus der Heimath zu vernehmen. Es kam uns recht kurios vor viele dieser Herren ohne Kopfbedeckung zu sehen. Des Morgens früh und am Abend nach fünf Uhr ist dies allgemein Sitte in den Niederländischen Kolonieen. Die Damen sind dann sehr leicht gekleidet, eine schneeweiss, hübsch geglättete, baumwollene Jacke, ein leichtes baumwollenes Kleid, beim Malayen *Sarong* genannt, das vorne, oberhalb den Hüften, übereinander geschlagen und durch einen leichten Gürtel festgehalten wird und zwei kleine, hübsche, gold- oder silbergestickte Sandalen, in denen die nackten Füsse stecken, bilden ein reizendes Négligé. In Gesellschaft erscheinen aber die Vornehmen immer europäisch gekleidet.

Der europäische Theil *Padang*'s, eine der neuern holländischen Niederlassungen, ist weit auseinander gebaut. Die Strassen sind nichts anderes als ganz lange Alleeen, mit mächtigen Bäumen und

in Entfernungen von etwa hundert bis hundertfünfzig Meter ein hübsches Haus, meistens aus Holz, ein Stockwerk hoch, mit überhängendem Dache, welches um's Haus herum eine geräumige *Verandah* bildet. Die meisten Häuser sind mit schönen Gärten, voll Palmen und Blumen umgeben. Trotzdem *Padang,* wie schon oben gesagt, ungefähr unter dem Aequator liegt und manchmal dort eine ungeheure Hitze herrscht, ist es, Dank dieser Bauart, ein für Indien gesunder Ort.

Vom malayischen Theil der Stadt sahen wir nicht viel, aber wohl vom *Chinesischen* Quartier und das war auch mehr wie interessant. In den Niederländischen Kolonieen sind tausende und tausende Chinesen, welche seit langer Zeit sich dort niedergelassen haben und meistens Handel und alle Handwerke treiben. Sprache, Sitten, Gebräuche, Kleidung, Bauart u. s. w. haben sie behalten, und wenn man so im Chinesischen Theil einer Niederlassung herumgeht, glaubt man im Himmlischen Reiche zu sein. Aecht chinesische Frauen gibt es aber nicht, die Chinesen heirathen eingeborne malayische Frauen, und so hat sich dann ihre Rasse stark geändert.

Am Abend verliess unser Schiff wieder die Rhede von *Padang* und setzte die Reise nach *Batavia* fort. Die *Sundastrasse* bietet ebenfalls einen recht lieblichen Anblick.

Die blauen Berge *Sumatra*'s zur Linken, die grünen, mit Palmen bedeckten Hügel von *Java*'s Westküste zur Rechten, die vielen, phantastischen Inseln (meistens vulkanischer Natur), die grossen Segelschiffe, welche die Reise um das Kap der Guten Hoffnung gemacht haben und die kleinen malayischen Barken, vereinigen sich zu einem herrlichen Bilde.

Die Ankunft auf der Rhede von *Batavia* wirkt hingegen sehr enttäuschend. Wohl sieht man viele Seeschiffe, die da kommen und gehen, oder auf Ladung wartend vor Anker liegen, aber der Anblick der Küste ist sehr eintönig. So weit man sehen kann, ist sie ganz flach und nur mit niederem Gestrüpp bedeckt, eine sumpfige, angeschlammte Fläche. Die Schiffe bleiben eine gute halbe Stunde von der Küste entfernt liegen und nur mit Barkassen und *Canoes* kann man an's Land kommen.

So war es im Jahr 1876. Jetzt aber ist der grosse Hafen von *Tandjong Prisk,* der ungeheure Summen gekostet hat, ausgebaut, und die Schiffe können nun am Quai unmittelbar anlegen.

Unsere Siebensachen hatten wir bald in eine malayische Barke hinabgelassen und fuhren damit durch einen langen schmalen Kanal, den man wegen der Verschlammung der Küste hat anlegen müssen, der alten Stadt *Batavia* zu.

Batavia wird eingetheilt in die alte und in die neue Stadt. Die alte Stadt *Batavia* ist die älteste, holländische Niederlassung. Die kühnen Seefahrer des sechszehnten Jahrhunderts hatten sie hart an der ungesunden Küste und nach europäischer Bauart angelegt, so dass später schwere Epidemieen sich einstellten und die Holländer mehr landeinwärts eine neue Stadt gründen mussten, wo die Häuser, wie in *Padang*, weit auseinander und auf gesunderem Boden erbaut wurden.

In der alten Stadt *Batavia* (bei den alten Javanen *Jakkatra* genannt) sind die Chinesen geblieben und die Büreaux der vielen Handelsfirmen. Das Treiben und Schaffen der Holländer, Chinesen, Javanen, Malayen, Hindus und Araber in dieser alten Stadt ist äusserst merkwürdig. Mir fehlt die Beredsamkeit, meine Herren, Ihnen eine lebendige Schilderung dieses Treibens zu geben, und leider heute Abends auch die Zeit.

Viele hunderte kleine Wagen, sogenannte *dos-à-dos* oder *Mylords*, mit einem oder zwei Ponnys bespannt, fahren von der alten in die neue Stadt und umgekehrt. Eine Eisenbahn und ein Tramway verbinden gleichfalls die beiden Theile *Batavia*'s. Es herrscht überall ein sehr reges Leben. Ein buntes Gewimmel von Europäern, Javanen, Malayen, Chinesen, Arabern u. s. w. erheitert das sonst nicht gerade freundliche *Alt-Batavia*. Die orientalischen Kleidertrachten, die eigenthümlichen Kaufläden der Chinesen und Araber, hier *Toko* genannt, die inländischen Tavernen, die javanischen Kutscher der Europäer, welche barfuss auf dem Bocke sitzen, aber über ihrem Kopftuche einen grossen, lackirten Cylinderhut zur Vervollständigung der Livrée tragen, Alles das sieht recht komisch aus.

Nachdem wir die Douane passirt und unsere Bagage einem kleinen Frachtwagen anvertraut hatten, eilten wir der neuen Stadt zu, natürlich in einem *Mylord*. Die kleinen javanischen Pferde laufen ausgezeichnet; sie kennen nur den gestreckten Trab und den Galopp.

Die Hôtels, die verschiedenen Regierungsgebäude, Civil- und Militäranstalten, die vielen hübschen und schneeweissen Villa's der Europäer sind weit auseinander, in langen Reihen den kanalisirten Fluss entlang oder um grosse Plätze herum angelegt.

Vor oder um jede Villa ist ein schöner Garten mit den prächtigsten Blumen und tropischen Pflanzen in mächtigen weissen Blumentöpfen. Diese Villa's haben nur einen Stock, dessen Vorseite eine grosse Veranda ist, welche das auf weissen Säulen ruhende Dach bildet. Einige breite Stufen führen zu dieser Veranda, dem Lieblingsaufenthalte der Bewohner, hinauf. Die Veranda ist Salon und Wohnstube, da man es ja in diesen heissen Ländern in einem ge-

schlossenen Raume nicht aushalten könnte. Der Fussboden ist von Marmor; einige Schaukelstühle, ein grosser Tisch, einige Tabourete, ein Divan und einige Gemälde bilden das Ameublement des Raumes.

Auf den Treppen sitzen meistens zwei bis drei javanische Bediente, der Befehle ihres Herrn gewärtig. Man macht es sich in den Tropen eben sehr bequem. Wenn man im leichten Morgenkostüm in einem Schaukelstuhle liegt und eine feine Havanna- oder Manila-Cigarre anzünden möchte, welche man mit einer halben Körpererhebung mit der Hand von einem Tabouret nehmen könnte, so bleibt man lieber, seiner Dignität wegen, liegen und ruft: *sepada!* (eine Verkürzung, welche sagen will: Wer mich hört, soll kommen!) und alsbald antwortet ein javanischer Bursche: „*Saja touvan,*“ (ich Herr, oder „zu Diensten Herr“!), eilt herzu und bietet, was man verlangt. In der guten, alten Zeit, und man sieht dies im Innern des Landes noch öfters, hatten die Honoratioren immer und überall, selbst auf dem Spaziergange, einen kleinen Jungen hinter sich mit brennender Lunte, um sofort Feuer zu bieten, sobald der Herr seine Cigarre anzünden wollte. In den Clubs sind gewöhnlich ein bis zwei Bediente, die gar nichts Anderes zu thun haben, als die Lunte hinzuhalten und herumzutragen.

Am meisten bewunderten wir hier wieder die wunderschönen, mächtigen Waringin-Bäume, welche durch die ganze Stadt schöne Alleeen bilden.

Doch leider, verehrteste Herren, kann ich mich heute Abend nicht zu lange aufhalten mit einer weitläufigen Schilderung der schönen Weltstadt *Batavia* und führe Sie lieber weiter in's Innere des Landes.

Meine erste Garnison war *Buiten-Zorg* („Ausser Sorgen“), per Eisenbahn zwei Stunden von *Batavia*, der Hauptort der Residenz *Buitenzorg*, wo auch gewöhnlich der General-Gouverneur der ostindischen Kolonieen sich aufhält. Wohl hat der Gouverneur einen schönen Palast auf *Batavia*, doch macht er nur bei offiziellen Gelegenheiten davon Gebrauch. *Buitenzorg* ist ein wahres Paradies in den Tropen und sein botanischer Garten ist weltberühmt. Es liegt am Fusse des Gebirges der *Preanger*-Regentschaft und hat ein bei den Europäern sehr beliebtes Klima. In *Buitenzorg* regnet es mindestens 250 Tage im Jahre und meistens des Nachmittags zwischen 2—5 Uhr. Diese Regen vertreiben die sonst unerträgliche Hitze und machen die Siesta sehr angenehm.

In *Buitenzorg* sind die Waringin-Bäume in den Alleeen von ausserordentlicher Schönheit. Die Luftwurzeln, welche diese Bäume von den Aesten herabsenken, wachsen, sowie sie den Boden berührt

haben, selber zu neuen Bäumen auf und stützen die mächtigen Aeste des Hauptbaumes, welche sich dadurch manchmal bis hundert Schritt wagrecht ausstrecken und einen herrlichen Schatten geben. Die vielen, manchmal hunderte, Stämme drängen sich beim Wachsen zusammen und bilden zuletzt nur einen einzigen mächtigen Stamm. So ein Waringin oder Heiligen-Baum ist eine ganze Welt für die lieblichen, sehr kleinen Turteltauben der Sunda-Inseln. Des Morgens früh unter einem Waringin sitzend, ist man ganz entzückt von dem Liebesgeflüster dieser zarten Vögel. Der Javane oder Malaye pflegt auch meistens einige Paare Turteltäubchen in den Bäumen um seine Hütte oder in der kleinen Veranda in Körben aufgehängt zu halten. Diese Thierchen bringen seinem Hause Frieden und Minnetreue.

Die ungeheuern Palmen, Bananen und Schlingpflanzen entziehen die von Bambu verfertigten Hütten ganz dem Auge und oft beim Auseinanderdrücken einiger Zweige steht man vor einer Wohnung, deren Anwesenheit man gar nicht ahnte.

Wenn ein Javane heirathet, so baut er sich um zehn Franken ein Haus. Kleider hat er fast gar nicht am Leibe und hat sie auch nicht nöthig. Das Hausgeräth macht er sich selber aus Bambu, Rotting und den Schalen der Kokosnüsse. Ein Bananenblatt ist das sauberste Teller für seine Hauptspeise, den herrlichen Reis. Dazu einige kleine Fische oder an Festtagen ein Stück Büffelfleisch, einige Früchte und der Javane lebt für 20 Ct. wie ein Herr. Natürlich kommt in den höhern Ständen auch wohl mehr Luxus vor, wie z. B. bei den javanischen Magistratspersonen, beim Adel und überhaupt bei den Javanen in den grossen Städten.

In der Nähe von *Buitenzorg* sind viele Kaffee-, Thee-, Chinin- und Vanille-Plantagen, deren Kulturen höchst interessant sind. Zuckerrohr und Tabak werden mehr in Mittel- und Ost-Java gewonnen.

Diese Plantagen oder Pflanzungen sind öfters von grossem Umfange und so hat ein Herr *von Stürler*, (Nachkömmling eines Berner Offiziers) in der Nähe von *Buitenzorg* ein Landgut, auf dem man einen vollen Tag herumreiten kann, ohne die Grenze zu überschreiten. Dieses Besitzthum nimmt den ganzen Abhang des Berges ein und noch einen Theil des Thales. In diesem, beiderseits von verschiedenen Bächen und kleinern Bergflüssen durchflossenem Thale sind die terrassenförmig gegen den Berg ansteigenden Reisfelder, die den herrlichsten Reis von Java erzeugen.

Die auf einem Landgute wohnenden Javanen haben ihre eigenen Reisfelder und bezahlen dafür dem Landherrn ihre Abgabe *in natura*. Wenn die Zeit der Reisernte gekommen ist, brechen schöne Festtage

für die javanische Bevölkerung an. Hübsch gekleidet und von mächtigen, runden, lackirten, in der Sonne glänzenden Hüten bedeckt, geht die ganze Jugend, Jünglinge und Mädchen, an die Arbeit. Die Frauen und Mädchen, welche zunächst die Reisähren abschneiden, haben an der innern Seite der rechten Hand am kleinen Finger ein kleines, scharfes Messer, das mit einem Ring am Finger befestigt ist. Halm für Halm werden die Aehren ungefähr 2 dm unter der Frucht abgeschnitten und bleiben in der rechten Hand, bis diese voll ist. Mit viel Grazie und sehr schnell verrichten die Frauen und Mädchen diese Arbeit und geben dann die kleinen Büschel den Männern, die sie zu grössern Büscheln zusammenbinden und diese an einem offenen Ort in fünf gleiche Reihen niederlegen. Der Landherr sendet einen seiner Angestellten, der ein Fünftel als Zins wegnimmt und der Javane behält also vier Fünftel von der Ernte.

Wenn der Hintersasse in den Thee-, Kaffee- oder Chinin-Gärten des Landherrn arbeitet, so wird er dafür bezahlt.

Die Heirathslustigen unter der jungen javanischen Bevölkerung verloben sich nach der Ernte, während welcher sie alle mögliche Zeit hatten, sich gegenseitig den Hof zu machen.

Reich beladen kehren des Abends diese glücklichen Menschen in ihre einfachen, aber nun zum Feste geschmückten Hütten zurück. Ueberall hört man die für den Europäer melancholischen Töne des *Gamelang* oder des *Anklong* und bis tief in die Nacht dauert die Freude. Der Reichthum an Wasser, die Fruchtbarkeit des Bodens und die grosse Wärme erzeugen meistens eine ausgezeichnete Ernte.

Oberhalb der Reisfelder, am Abhange des Berges, fangen die Theegärten an. Noch höher, zwischen zwei und dreitausend Fuss, liegen die herrlichen Kaffee- und Vanillegärten. Ueber 3500 Fuss hinaus kommt man zu den Chininbäumen, eine Kultur, die erst in den letzten Jahren auf Java von Bedeutung geworden ist. Auf dieser Höhe hat Herr *von Stürler* auch die prächtigsten Viehheerden und ein Pferdegestüt. In kleinerem Massstabe werden bei ihm auch Cacao- und Muskatnuss-Bäume kultivirt.

Noch gar Vieles, meine Herren, könnte ich Ihnen von dem Leben und Treiben der javanischen Bevölkerung erzählen, aber es würde mich zu weit führen. Noch Einiges über den Charakter dieses Volkes und dann will ich mit Ihnen in Gedanken nach *Sumatra* hinübersegeln.

Der Javane ist im Allgemeinen ruhigen, ernsten Sinnes, fleissig und genügsam. Er ist ein geborener Landbauer und Edelmann. Der ärmste Wicht hat gute Manieren und eine Beherrschung seiner

Gefühle die zur Bewunderung zwingt. Seinem Fürsten, da wo solche noch sind, ist er sehr anhängig und ergeben, von seinem europäischen Herrn kann er viel vertragen, wenn es gerecht ist, aber eine Beleidigung oder eine Verletzung seines *adat* (Sitten) vergisst er nie. Gut angeführt kann er ein brauchbarer Soldat sein. Seine Gestalt ist schön, geschmeidig und kräftig; sein Gang leicht und ausdauernd; sein Auge wie das eines Falken. Gleichzeitig besitzt er aber auch ein unglaubliches Phlegma, begreift nicht, warum der Mensch sich selber quält mit überflüssiger Arbeit. Die Religion macht ihm auch wenig Sorge, doch in den letzten Jahren hat die Lehre Mohammets viel Boden gewonnen. Fanatisch ist der Javane aber bei Weitem nicht so wie der Malaye, was ihn denn auch viel leichter behandelbar macht, als diesen.

Am Ende des Jahres 1876 wurde ich nach *Deli* versetzt, ein Fürstenthum auf der Ostküste *Sumatra's*, zu einem Observationskorps gegen die südliche Grenze von *Atschin*. Seit einigen Jahren hatte die Tabakkultur in *Deli* einen grossen Umfang gewonnen und es war schon im Jahre 1872 eine Expedition nöthig gewesen, um die Pflanzer gegen die Einfälle der noch halb wilden Stämme des Innern von *Sumatra* zu beschützen. Europäer aller möglichen Nationen hatten von dem Fürsten des Landes, und auch von benachbarten kleineren Fürsten grosse Länderstriche, meistens Urwald, zu spottbilligen Preisen angekauft und nachdem der Urwald niedergeschlagen war, wurde in den fruchtbaren Humus Tabak gepflanzt, der sich auf den europäischen Märkten bald einen guten Namen erwarb. Aber das immer weitere Vordringen dieser Pflanzer in's Innere brachte sie in oft unangenehme Berührung mit den Bewohnern des *Barissan*-Gebirges, die *Battaks*, die *Gajoes* u. s. f. Die malayische Bevölkerung von *Deli*, oder besser von der Küste (obwohl ihre Fürsten den Europäern den Boden verkauft hatten), sah doch nur mit Widerwillen den Fremden um sich greifen und so reichte sie manchmal insgeheim den Bergstämmen die hülfreiche Hand. Das Leben der Pflanzer in *Deli* hatte denn auch viel vom Leben des Pionniers in Amerika. Jedes Haus war ein halbes Fort mit Pallisaden und Schiessscharten. Zu Pferde und zu Fuss hatte man meistens den Revolver im Gürtel und oft kam es zu blutigen Szenen. Doch, meine Herren, ich verlasse lieber das unruhige Leben dieser jungen Kolonie, um Sie in die grossartige, wilde Natur des Innern zu versetzen.

Ein neuer Ueberfall auf einen Pflanzer an der Grenze des Fürstenthums *Langkat* machte es nöthig, eine Kompagnie Infanterie in diese letzte Landschaft zu senden, um die Schuldigen zu bestrafen.

Wie das in jenen Ländern eben geht: *on y est, et on y reste!* Und so kommt man nach und nach immer weiter.

Ich war bei der genannten Kompagnie eingetheilt und wir erbauten ein kleines Fort mitten im Urwald, wo die Malayen eine ziemlich grosse Strecke niedergehauen hatten, um Pfeffergärten anzulegen. Wie bekannt, wird von den *Atschinesen* und Malayen von *Nord-Sumatra* viel Pfeffer kultivirt und von dort aus nach *Penang* und *Singapore* verkauft.

Wir kannten das Fürstenthum *Langkat* noch sehr wenig und ich wurde mit der kartographischen Aufnahme dieser Landschaft beauftragt. Monate lang die Flüsse, die Fusspfade und selbst die Fährten der Rhinocerosse verfolgend, meistens im Urwald, hatte ich viele Gelegenheit, die Bergbewohner und die vielen wilden Thiere *Sumatra's* kennen zu lernen. Der mittlere Theil des *Barissan*gebirges wird, wie schon gesagt, von den *Battaks* und *Gajoes* bewohnt, zwei Stämme, welche von Landbau, das will sagen Reisbau, Viehzucht und von der Jagd leben. Die Elephantenzähne vertauschen sie bei den Malayen der Küste gegen getrocknete Fische, Salz und Kleiderstoffe.

Die *Battaks* haben eine prächtige Rasse von kleinen Pferden, die in Indien wegen ihrer Schönheit bekannten Battakpferde, welche sie in den letzten Jahren sehr vortheilhaft nach *Singapore* und *Penang* verkaufen. Doch nehmen sie nur alte, spanische Dukaten als Bezahlung an, die ihnen sehr wahrscheinlich aus der alten portugiesischen Niederlassung auf Sumatra her bekannt sind. Zehn bis zwölf Männer kommen mit ebenso vielen Pferden von ihren Bergen herunter, um diese zu verkaufen. Oefters begegnete ich ihnen auf den Pfaden durch den Urwald. Man lässt sie natürlich ruhig gehen, um eine gewisse Annäherung, die sich in den letzten Jahren anbahnte, zu befördern.

Die *Battaks* sind ein schlichtes Bergvolk, doch haben sie viel Eigenthümliches in ihren Sitten. Der *Crani* oder Chef einer solchen kleinen Bande spricht meistens etwas malayisch und so kann man sich mit ihm unterhalten. Die meisten *Battaks* schreiben und lesen. Sie schreiben auf Bambu und brennen die Buchstaben mit einer scharfen Stahlspitze in das glatte Holz. Wenn sie einen andern Stamm bekriegen wollen oder eine europäische Niederlassung mit einem Ueberfall bedrohen, so hängen sie des Nachts eine Kriegserklärung an eine lange Bambustange und pflanzen sie an irgend einem sichtbaren Orte vor dem feindlichen Dorfe oder vor dem Hause des Pflanzers auf. Die Kriegserklärung besteht aus einem Blatt von Bambu, auf dem ihre Beschwerden geschrieben sind und

aus einigen bei ihnen üblichen Waffen, die aus Bambu *en miniature* geschnitten sind. Ihren Gegnern kommt diese Ritterlichkeit oft sehr zu statten.

Die *Battaks* haben immer Kampfhähne bei sich und wenn sie irgendwo lagern, müssen die armen Thiere einander zu Leib. Scharfe, kleine Messerklingen werden an den Sporen dieser Hähne befestigt und manchmal sieht man das eine Thier dem andern mit einem Schlag die Brust aufschlitzen. Dabei wetten die *Battaks* oft grosse Summen.

Unter ihnen soll es noch Anthropophagen geben, obwohl man behauptet, dass seitdem die Missionare mehr bei ihnen eingedrungen sind, diese abscheuliche Sitte verschwunden ist. Einst fragte ich einen *Crani*, dem ich ein Pferd abgekauft hatte, was wohl davon wahr sei und da meinte er: „Es käme wohl selten mehr vor, aber wenn sie so einen schönen, fetten Gefangenen machten, dann noch wohl.“ Der grösste Beweis von Freundschaft, den der *Battak* gibt, ist, dass er um einen alten, abgetragenen Rock frägt, den er dann anzieht, wenn man zu ihm kommt. Wenn man aber fett ist, so thut man vielleicht besser, nicht hin zu gehen!

Ein alter Pflanzer, der einst tief in die Berge der *Battaks* eingedrungen war, erzählte mir von dem *Postwesen* bei diesem Volke. Wo die Fusspfade im Walde sich kreuzen, werden die beschriebenen Bambusblätter in einen hohlen Baum verborgen und jeder Vorübergehende schaut nach, ob auch Briefe da sind, die seines Weges gehen müssen und nimmt sie mit.

Wie bekannt, meine Herren, ist *Sumatra* viel reicher an Thieren aller Art, wie *Java*, wo die Kultur schon zu weit fortgeschritten ist. Im Gebirge *Sumatras* kommt der wilde Elephant noch häufig vor, mehr an der Küste, in den Sumpfgegenden, das Rhinoceros. Man sieht die Elephanten nicht immer, manchmal verschwinden sie einige Monate hindurch und man glaubt, dass sie grasend die ganze Insel durchziehen. Der Sumatra-Elephant kann nicht gezähmt und zur Arbeit gebraucht werden. Er hat eine andere Kopfbildung wie der Elephant von *Ceylon* und ist auch nicht so schwerfällig. Manchmal fand ich die Spuren dieser Thiere auf Bergpfaden, wo es ganz unglaublich schien, dass diese durchkommen konnten. Eine Militärbrücke, die wir über einen kleinen Fluss in *Deli* geschlagen hatten, fanden wir des andern Morgens abgebrochen und die Pfähle wie Zündhölzer am Ufer zerstreut. Einige Elephanten hatten sich damit die Zeit vertrieben.

Die Malayen in *Deli* pflanzen viele Muskatnussbäume. Die jungen Bäume müssen bis zu ihrem dritten oder vierten Lebensjahre

im Schatten wachsen und darum pflanzt man über sie grosse Anlagen von wilden Bananen. Doch diese Bananen sind eine grosse Leckerei für die Elephanten. Des Nachts nähern sie sich diesen Anpflanzungen und reissen die Bananenstämme aus. Diese wässerigen und weichen Stämme zertreten sie dann mit ihren ungeheuren Füssen, um das saftige und süsse Mark zu verschmausen. Der Malaye hat alle möglichen Einrichtungen, um die ungebetenen Gäste zu vertreiben. Oefters werden sie auch in einem Graben gefangen, der mit dünnem Holz und Gras überdeckt ist, in dessen Mitte ein zugespitzter Pfahl steht. Doch das gelingt nur selten, weil dieses Thier sehr schlau ist.

Dem Rhinocerosse kommt man lieber nicht nahe, weil es sehr jähzornig ist. Manchmal kam es mir vor, dass meine malayischen Führer nicht weiter wollten, aus Angst vor diesen Thieren. Viel kann ich Ihnen von dem Rhinocerosse nicht erzählen, doch ich war Augenzeuge von einer Eigenthümlichkeit dieses Thieres, welche ich für nicht interesselos erachte. Zwischen den Falten der schweren, dicken Haut eines erschossenen Rhinocerosses sah ich hunderte Parasiten, eine Sorte grosser Läuse, ja selbst kleine Skorpione. Wenn diese Parasiten so zugenommen haben, dass sie dem Thiere unerträglich werden, so wälzt es sich im Schlamm und Kothe und trachtet rückwärts schiebend seine ungebetenen Gäste los zu werden. Der Eingeborne behauptet, dass das Rhinoceros ziemlich kurzsichtig ist und dass sein Nashorn, zu feinem Pulver gerieben, ein ausgezeichnetes Mittel gegen Schlangenbisse ist.

Oft habe ich den fliegenden Fuchs beobachten können. Er hat die Farbe eines rothen Eichhorns, ist aber etwas grösser und hat grosse, rothe Augen. Zwischen Vor- und Hinterfüssen sind zwei dünne Felle, welche aber nicht als Flügel, sondern als Fallschirm dienen. Am Rande der Lichtungen im Walde oder im mehr offenen Gelände leben Männchen und Weibchen in der Höhle eines Baumes. Gegen Sonnenuntergang sieht man dies Thierchen mit Vorsicht den kleinen Kopf aus der Höhle stecken und behutsam um sich her schauen. Darauf kommen sie Beide ganz zum Vorschein und klettern bis in die Spitze des Baumes. Nachdem sie einen andern, meistens hohen Baum in's Auge gefasst haben, der manchmal 60 bis 70 m entfernt ist, setzen sie zum Sprung an, öffnen stark die Füsse und damit auch also die beiden Felle und langsam einen grossen Bogen durch die Luft beschreibend, lassen sie sich gegen den Stamm des andern Baumes hin fallen. An diesem Baume aufwärts kletternd scheinen sie ihre Nahrung zu suchen (sehr wahrscheinlich junge Vögel und Insekten) und wiederholen dann die

Luftsprünge von Baum zu Baum. In der stillen Nacht hört man deutlich den Schlag ihres Falles gegen die Baumstämme. In dem Theile *Langkats,* wo ich diese Thiere angetroffen habe, bestand der Boden aus kleinen Hügeln von 25 bis 30 m Höhe, und dazwischen natürlicherweise kleine Thäler von 50, 60 und mehr m. Breite. Wenn nun auf dem Kamme von zwei solchen, das gleiche Thal bildenden Hügeln einzelne Bäume stehen, so lässt es sich leicht einsehen, dass auf solchem Terrain der fliegende Fuchs am bequemsten seine Bogen durch die Luft macht. Man kann wohl annehmen, dass solches Miniatur-Hügelland (Dünenhügel, wie man sie kurz an der Ostküste *Sumatras* meistens findet) seine Heimat ist. Vor Sonnenaufgang verschwindet er wieder in seine Baumhöhle. Manchmal am Tage klopfte ich am untern Theile eines hohlen Stammes und sofort kam ein rothes Köpfchen zum Vorschein, um auszugucken, welche Gefahr dem Hause drohe. Hatte man nun eine lange Bambustange, an deren Ende eine sich selbst schliessende Schlinge befestigt war, so konnte man ganz ruhig diese Schlinge um den Hals des herausschauenden Thieres legen und zuziehen, denn am hellen Tage scheint es fast nichts zu sehen. Solcherweise sind sie leicht zu fangen.

Wenn ich über die Affen und Ameisen anfange, meine Herren, so fällt es mir schwer, meine Wahl zu treffen aus alledem, was ich von diesen Beestern gesehen und erlebt habe.

Die vielen auf *Sumatra* vorkommenden Affenarten sind nur zu gut bekannt, aber vielleicht nicht alle ihre Possen und Streiche. Den Brüllaffen, vom Malayen nach seinem Gebrüll *Wou-Wou* genannt, möchte man manchmal, wenn man im Walde oder in einer Lichtung übernachtet, zum Kukuk wünschen. Wenn der Mensch, eigentlich der Europäer, sich in die Gegenden wagt, wo der *Wou-Wou* hauset, so erhebt er ein unangenehmes, schallendes Gebrüll, das an Stärke dem eines Stieres nahe kommt. Er füllt dazu seine beiden grossen Maulsäcke mit Luft und stösst sie dann aus. Aus allen Richtungen eilen dann die Kameraden herbei und machen die Nacht hindurch in der Nähe des Lagers ein Konzert, dass einem Hören und Sehen schwindet.

Die Affen leben, wie bekannt, in kleinern oder grössern Familien. Der Patriarch, meistens auch grösser wie die Andern, wird sehr respektirt. Wenn man einige Früchte, Reis oder Aehnliches in der Nähe einer solchen Familie hinlegt und sich gut versteckt, so sieht man sie Alle näher kommen, doch keiner hat den Muth zuzugreifen, so lange der Patriarch sich noch nicht gesättigt hat. Hat er genug, so wird er edelmüthig und lässt die Uebrigen die Reste aufessen. So geht es bei den Menschen auch manchmal, aber

bei den Affen heisst es: *Charité bien ordonnée, commence par toi-même!* Einst sah ich eine Mutter (natürlich eine Aeffin) mit ihrem drei oder vier Monate alten Kinde im Schoosse, am Boden sitzen, und durch mein Glas konnte ich den Ausdruck von mütterlicher Zärtlichkeit und Fürsorge auf ihrem Gesichte lesen. Zwei andere junge Affenbengel (bei Menschen würde man sagen Buben von 10 bis 12 Jahren) thaten ihr Möglichstes, um das Kind der Mutter zu streicheln und mit ihm zu spielen. Sie wollten auch wohl, dass die Mutter ihnen das Kind übergebe, was sie aber im Anfange bestimmt abwies. Immerhin war es für die Mutter doch schmeichelhaft, dass die beiden Buben so viel von ihrem Säugling zu halten schienen und zuletzt vertraute sie ihnen den kleinen Wicht an. Im Nu waren die Beiden mit dem Kinde in der Spitze eines Baumes und spielten mit ihm nach Herzenslust, manchmal auch gar nicht sanft, aber jedenfalls schienen sie ihm kein Weh zu thun. Die Mutter sass am Boden und schaute den Jungens zu, ohne Angst zu haben, dass ihr Kindchen gar wohl das Genick hätte brechen können.

Die javanischen und malayischen Frauen sind ganz gleich. Wenn ein Kind von 14 bis 15 Monaten, das kaum auf den Füssen und im Gleichgewicht stehen kann, über den Boden an den Rand der drei bis vier m. hohen Veranda (die meisten Häuser sind auf Pfähle gebaut) kriecht und da am äussersten Rande aufsteht und auf den kleinen Beinen balancirt, bleibt die Mutter ruhig an ihrem Webstuhle sitzen. Es kommt ihr gar nicht in den Sinn, dass das Kind fallen könnte und so ein Kind — fällt auch nicht!

Sobald die beiden jungen Affen mit dem Kinde genug gespielt hatten, brachten sie es in die Arme der Mutter zurück. Nie hatte ich den Muth, noch die Lust, einen Affen niederzuschiessen. Denn ich war einst dabei, wo ein Freund einen Affen anschoss, und das Wehklagen dieses Thieres, wie das seiner Bande, werde ich nie vergessen. Es machte mir den Eindruck eines halben Mordes und meinem Freunde war es gar nicht wohl zu Muthe.

Oft beim Auf- und Niederfahren von Flüssen sah ich die Affen ihre Jungen baden und waschen.

Wenn man im Walde den Fusspfaden entlang geht, folgen diese Thiere aus Neugierde dem Europäer oft auf weite Strecken nach und machen dabei kolossale Luftsprünge von Ast zu Ast, von Baum zu Baum. Doch die bequemsten Wege für sie sind die manchmal 200 bis 300 Fuss langen Lianen, welche sich spiralförmig von einem Baum zum andern schlingen und oft mehr wie die Dicke eines Armes haben.

Die Eingebornen erzählen, dass die Tieger oft auf die Affenjagd gehen. Der Tieger legt sich an einer Stelle, wo er gut gesehen

werden kann, auf den Boden hin und stellt sich todt. Die Affen, welche eine furchtbare Angst vor diesem Thiere haben, können nach und nach doch nicht ihre Neugierde unterdrücken, kommen dem Tieger immer näher, ziehen ihn am Schwanze und werden so die Beute des tückischen Ungeheuers.

Der Malaye hat dressirte Affen, welche an eine lange, dünne Schnur gebunden, in die hohen Kokosnussbäume klimmen, um die Nüsse abzubrechen und herunter zu werfen. Wäre der Affe nicht festgebunden, so könnte man noch lange warten bis er wieder herunter käme.

Früchte und Reis sind die tägliche Nahrung des Affen, aber junge Vögel, noch mehr grosse Heuschrecken, sind seine Lieblingsspeisen. Es gibt in Indien Heuschrecken von 8 bis 9 cm Länge, grün wie ein Blatt, so dass, wenn sie auf einem Baume sind, man sie gar nicht sieht.

Die Schutzfarben kommen nirgends so trügerisch vor wie in den Tropen. Andere Insekten sehen gerade so aus wie kleine, dürre Aeste. Das Chamäleon nimmt innerhalb einiger Sekunden die Farbe des Gegenstandes oder der Substanz an, worauf es sich befindet. Man sieht dieses Thier gleichsam mit den Lungen arbeiten, um die Farbe zu ändern.

Einst sah ich einen Baum in der Ferne, dessen wenige Blätter, gross wie ein Nastuch, dunkelbraun und verschrumpft an den Aesten niederhingen. Ich näherte mich diesem Baum, der auf einem offenen Felde stand, und mit Erstaunen nahm ich wahr, dass die niederhängenden, braunen Blätter nichts anderes waren als fliegende Hunde, eine Sorte Fledermaus, so gross wie eine Krähe, vom Malayen *Galong* genannt. Sie hingen an ihren Hinterfüssen mit dem Kopfe nach unten und schliefen ganz ruhig. Ich denke, dass deren 60 bis 70 am Baume hingen, vielleicht eine ganze Familie. Des Nachts herumfliegend, verschmaust der *Galong* die feinsten und reifsten Früchte, so dass man die grösste Mühe hat, die Fruchtgärten vor diesen Thieren zu schützen.

In den Kaffeegärten oder Anlagen hat man ebenfalls ein kleines Thier, das die reifsten und feinsten Kaffeebohnen als Nahrung sucht, aber zu gleicher Zeit dem Pflanzer einen gewissen Dienst damit beweist. Wenn man die offenen Stellen (meistens 6 bis 7 Fuss) zwischen den verschiedenen Kaffeebäumen absucht, findet man sehr oft kleine Häufchen feiner, herrlicher Kaffeebohnen, welche dieses Thierchen nicht hat verdauen können! Der *Luak*, wie das Thier vom Malayen genannt wird, ist eine Art Nagethier, gleicht viel dem Muskus und hat die Grösse eines grossen Eichhorns.

Die Ameisen, meine Herren, sind eine Race, welche auf *Java* und *Sumatra* in unglaublicher Menge vorkommt. Sie zerstören die grössten Bäume, indem sie inwendig den Stamm ganz durchlöchern und manchmal sind einige Axtschläge genügend, um solch einen Waldriesen niederzufällen, an dem man auswendig so zu sagen nichts merken konnte von seiner innern Zerrüttung. Ich glaube denn auch, dass man in Indien viel mächtigere und grössere Bäume antreffen würde, wenn die Ameisen nicht so thätig wären. Die weisse Ameise, ein halber Wurm, frisst sich durch Alles hindurch und immer aufwärts. Wenn man eine Kiste mit hölzernem Boden nur einfach auf den Zimmerflur stellt, so findet man an einem schönen Tage den Boden, die Seitenwände und die Kleidung, oder was man sonst in der Kiste geborgen hatte, gänzlich zerstört und durchlöchert. Die meisten Möbel stellt man denn auch auf Backsteine, oder ihre Füsse in kleine mit Wasser gefüllte Gefässe. Im Walde baut sich die weisse Ameise ein Nest aus schwerem Klei, fast einen Meter hoch über dem Boden. Geht man mit einer Schaufel an die Arbeit, so findet man in der Mitte des Nestes die Königin, einen Klumpen weissen Fettes, gross wie das Vorderglied eines menschlichen Daumens. Für viele Eingeborne ist so eine Königin eine Delikatesse, welche er lebend verschluckt! Mir wurde manchmal ganz übel, wenn ich das mit ansehen musste. Wenn die weisse Ameise sich entlarvt, und als gelb-weisses Insekt mit 12 bis 15 mm langen Flügeln herumfliegt, ist sie eine willkommene Beute für die in jedem Haus an der weissen Diele herumkriechenden kleinen, blau-weissen Eidechsen, die der Malaye *Kitjak* nennt. Die *Kitjaks* gehen nur an den weissen Dielen, natürlich immer mit dem Rücken nach unten, wo sie ihre Beute leicht sehen können. Man lässt sie ruhig dort leben, weil sie übrigens ganz unschuldig sind und den Menschen von vielen lästigen Insekten befreien. Wenn Abends, zur Zeit wo die weissen Ameisen sich entlarven, Regen fällt und man in der offenen Gallerie beim Lichte einer Lampe sitzt, fliegen sie zu Tausenden herein, dass man es fast gar nicht aushalten kann. Aber die *Kitjaks* haben dann ihre gute Zeit. Sie schlucken so viel dieser Insekten ein, dass sie ganz dick werden und das letzte mit den Flügeln halb ausser dem Rachen stecken bleibt!

Die Feuer-Ameise, von den Malayen *semut setan* (Teufels-Ameise) genannt, ist ein sehr unangenehmes Thier. Im Dickicht des Urwaldes baut sie grosse, flache Nester, manchmal 5 bis 6 m im Durchschnitt messend. Wenn sie mit dem Leibe des Menschen oder eines andern Geschöpfes in Berührung kommt, so lässt sie eine Feuchtigkeit los, die brennt wie Feuer, das will sagen, dass sie den gleichen

Effekt macht. Einst war ich in *Langkat* im Urwalde verirrt und bahnte mir mit meinen Führern, mit der Axt in der Hand einen Weg durch das fast undurchdringliche Dickicht des Unterwaldes. Auf einmal standen wir Alle mitten in einem Neste von Feuer-Ameisen. Die Eingebornen sprangen in die Luft wie besessen und schlugen mit den Händen wüthend nach ihren Beinen. Mein liebes, treues Battakpferd, das ich am Zügel nachgezogen hatte, sprang gleichfalls unausgesetzt in die Luft und schlug mit allen vier Beinen um sich her und ich, ich lachte im Anfange wie halb verrückt. Aber das Lachen war mir bald verleidet. Sobald die teuflischen Ameisen durch meine Kamaschen durchgekrochen waren, machte ich auch kuriose Luftsprünge. Glücklicherweise fanden wir bald einen Ausweg und hatten die Führer auch bald die noch auf ihren halbnackten Körpern sich befindenden Ameisen zerschlagen, aber ich musste mich ganz auskleiden um mich davon zu erlösen. Die Feuer-Ameise ist 12 bis 13 mm lang und von röthlicher Farbe.

Einst begegnete ich im Walde einer langen Ameisen-Kolonne, welcher ich wohl eine Viertelstunde durch Dick und Dünn folgte. Sie marschirten ganz genau fünf zu fünf und hätten, was Distanzen und Marschdisziplin betrifft, das beste Infanterie-Bataillon beschämt. Längs der Kolonne eilten einige Stabsoffiziere und Ordonnanzen auf und ab, übergaben einander die Befehle u. s. w. Sie zogen sehr wahrscheinlich in den Krieg!

Noch gar Vieles könnte ich Ihnen über diese interessanten Thierchen erzählen, meine Herren, aber auch das muss ich lassen, um dem Ende meiner Erzählung mich zu nähern.

Schlangen, Skorpione und Tausendfüssler, selbst giftige Spinnen, gedeihen in den Tropen nach Herzenslust. Im Allgemeinen sind diese Thiere für den Europäer weniger gefährlich, weil dieser immer Fussbekleidung trägt und viel seltener im Walde oder im Gestrüpp sich aufhält, als der Eingeborne. Barfuss und halbnackt herumgehend, tritt der Eingeborne leicht auf eines dieser Thiere und wird dann gebissen oder gestochen. Wie scharf das Auge dieses in der Natur aufgewachsenen und fortwährend mit der Natur kämpfenden Menschen auch ist, er vermag nicht immer das Dickicht zu durchschauen. Es sind auch nicht die grossen, sondern die ganz kleinen Schlangen die gefährlichen. Eine Schlange, die länger wie ein Arm ist, wird kaum gefährlich sein. Der Eingeborne erkennt die giftigen Arten auf der Stelle und warnt durch den Ruf: „*ulur!*“ (Schlange!) Die *Sawah*-Schlange (*sawah* bezeichnet Reisfeld) kommt viel in den Reisfeldern vor und hat oft die Dicke eines menschlichen Armes, bei einer Länge von 3, 4 bis 5 m. Sie ist gefährlicher für die Hühner und Tauben, denn für den Menschen.

Verschiedene Flüsse befahrend, sah ich oft grosse Schlangen an ihrem Schwanze hängend aus einem Baume mit dem Kopfe über dem Wasserspiegel auf Beute lauern. So wird mancher thörichte Affe, der sich im Wasserspiegel bewundern will, sein Leben einbüssen. Wenn die Schlange ihre Eier hütet, so vertheidigt sie diese bis auf den Tod.

Die Krokodille und Kaliman kommen viel vor an den Mündungen der Flüsse, wo sie auf Beute lauern. Die Eingebornen behaupten, dass diese Thiere ihre Beute erst im Schlamm begraben, um sie verfaulen zu lassen und dann später verschmausen. Wenn der Malaye sieht, dass eines seiner Kinder durch solch ein Ungeheuer in die Tiefe gezogen wird, so zieht er seinen langen Dolch und taucht dem Thiere nach, um ihm unter Wasser den Bauch aufzuschneiden und so sein Kind vielleicht noch zu retten oder mindestens zu rächen. Eine kleine Art von Krokodillen, der *leguan*, der nicht länger als 1 m wird, kommt in allen Flüssen vor bis tief in's Land und ist ein grosser Hühnerdieb. Manchmal, wenn ein gestorbener Elephant oder Büffel den Fluss abtreibt, sieht man 3 bis 4 *leguane* aus dem Bauch des aufgeblähten Leichnams ihre Köpfe herausstrecken. Während sie im Bauche des todten Thieres Leckerbissen suchen, treiben sie mit ihm bis an's Meer und kehren dann über Land in die höhern Gegenden zurück.

Grosse Krankheiten scheinen auch öfters unter den Thieren des Urwaldes zu herrschen. In ihrem Fieber werfen sie sich ins' Wasser, um Abkühlung zu suchen und werden als Leichen vom Fluss in's Meer getragen. Aber die Fluth wirft diese Leichen manchmal wieder an die Küste, wo sie auch viel zu den Epidemieen unter den Menschen beitragen.

Die Eingebornen selber baden sich oft, wenn sie Fieber haben und sterben wie Heuschrecken.

Der Malaye auf *Sumatra* bewohnt, wie schon erwähnt, die Küsten, welche an vielen Stellen sehr bevölkert sind. Er pflanzt Kaffee, Muskatnuss, Pfeffer, Tabak, Kokosnüsse, Pinangnüsse für das Kauen des Betel oder *sirih*, Reis u. s. w. Im Innern des Landes findet er Gold und verhandelt trockene Fische und Salz gegen Elfenbein bei den Bergbewohnern. Uebrigens arbeitet der ächte Malaye nicht mehr als nöthig ist. Von stolzer, unabhängiger, republikanischer Natur, scheert er sich meistens wenig um seine Fürsten, welche meistens nur Anführer im Kriege sind und wenig Reichthum besitzen. Die Fürsten, welche religiöse Würden bekleiden und die mahomedanischen Priester, *hadjis* genannt, haben viel mehr Einfluss. Die Frauen müssen meistens viel arbeiten, während der Mann nur

den Pflug führt und Jagd und Fischerei treibt. Aus dem Walde holt er Spanisches Rohr oder *rottan,* von der Dünne einer Packschnur bis zur Dicke eines Pulses, Guttapercha, Wachs, Honig und Harz.

Die grossen, schönen Bienenbäume im Walde gehören meistens den Fürsten. Gewöhnlich hat man um so einen Bienenbaum den Wald etwas gelichtet und offen gehalten. Dadurch wächst dieser Baum schön gerade und erhebt seine Krone weit über all' die übrigen Nachbarn. Die Schwärme junger Bienen werfen sich auf seine Aeste und bauen da ihre Nester, welche wie länglich-flache Wespennester aussehen. Die Honigjagd ist ein wahres Fest und wird des Nachts getrieben. In die dicke Rinde des Baumes werden lange hölzerne Nägel geschlagen, ungefähr einen Fuss von einander entfernt und an deren Enden ein Seil von Spanischem Rohr geflochten. An dieser Leiter klimmen die Malayen mit brennenden Fackeln bis an die Nester, vertreiben oder verbrennen die Bienen und werfen die Nester hinab. Der Honigbär macht ihnen aber grosse Konkurrenz.

In den Urwäldern *Sumatra's* sind sehr gute Holzsorten, welche in den letzten Jahren mehr ausgenützt werden. Auch sind im Innern des Landes grosse Steinkohlenlager, von denen die *Ombilien*-Steinkohlenlager im Sultanat *Siak,* die bekanntesten sind. Bis jetzt ist es aber nicht gelungen, wegen grossen Schwierigkeiten des Transports u. s. w., sie zu exploitiren.

Bevor ich heute Abend meine Erzählung beende, meine Herren, möchte ich Ihnen noch gerne Etwas über die kleine Insel *Madura* mittheilen, welche ich als Adjutant eines Divisionskommandanten durchreist habe. *Madura,* durch die Strasse von *Madura* vom nordöstlichen Theile von *Java* geschieden, war bis vor wenigen Jahren in drei Fürstenthümer, *Pamakassan, Bangkalang* und *Sumanap* vertheilt.

Ein maduresischer Fürst heisst *Panambahan* und muss der niederländisch-indischen Regierung Hülfstruppen liefern, wenn diese es verlangt. Diese Hülfstruppen werden einmal im Jahre vom Divisionskommandanten in *Soerabaja* inspizirt, welcher Stabsoffizier von den Fürsten immer sehr festlich empfangen wird.

Eine schöne Galeere mit zwölf roth gekleideten Ruderern des *Panambahan's* von *Bangkalang* holte uns im Hafen von *Soerabaja* ab und brachte uns über die Wasserstrasse auf die Insel *Madura.* Am Landungsplatze wartete unser ein Gesandter des Fürsten mit einem ungeheuern Reisewagen, vor welchem sechs kleine, aber gute Pferde angespannt waren. Jedes Pferd hatte einen schönen, weissen Federbusch auf dem Kopfe und der Postillon auf dem seinen einen mächtigen alten bayerischen Helm. Zwei Vorreiter hatten auch

bayerische Helme auf. Nachdem der Gesandte uns ein gutes Frühstück im Namen des Fürsten angeboten hatte, nahmen wir Platz im Reisewagen und fuhren im Galopp davon. Ungefähr alle fünf Kilometer war eine Poststation, wo sechs frische Pferde bereit standen. In Nu waren die Perde gewechselt und immer im Galopp ging es weiter. Sobald wir uns der fürstlichen Residenz näherten, wurden eilf Kanonenschüsse abgegeben.

Der Wohnsitz eines Fürsten heisst *Craton* und ist meistens von drei bis vier starken, hohen und krenelirten Mauern umgeben, welche manchmal bis hundert Meter Zwischenraum haben. Vor der äussersten Mauer ist ein breiter Wassergraben. An dem Thore jeder Mauer ist eine Wache, welche zwei Hellebardiere ausstellt. Innerhalb der letzten Mauer sind das fürstliche Schloss und noch viele andere Gebäude, welche alle nur ein Stockwerk haben. Wir wurden im *Pendappo,* einem grossem Saale, der nach allen Seiten offen ist und dessen hohes, spitzes Dach auf vielen, schön bearbeiteten Säulen ruht, vom *Panambahan* und seinem Hofe empfangen.

Die höheren javanischen und malayischen Fürsten sind sehr würdevoll in ihrem Auftreten und haben ausgezeichnete Manieren. Ihre Kleidung ist einfach, aber sehr fein und geschmackvoll. Der *Pendappo* war prächtig ausgestattet mit europäischen Möbeln. Wir setzten uns nieder, der *Panambahan* und der Divisionskommandant auf einen Divan und die Uebrigen, nach ihrer Würde und ihrem Grade, im Halbkreise rechts und links vom Divan.

Hinter dem Fürsten steht ein *Trabant,* der den mit Gold und Edelsteinen reich belegten, mächtig langen Dolch seines Herrn in den gekreuzten Armen hält. Ueberall wo der Fürst hingeht, wird ihm der Dolch nachgetragen, während ein anderer *Trabant* einen grossen, vergoldeten Sonnenschirm über ihn ausbreitet.

Einige Leibknechte boten uns, halb niederkauernd, Cigarren und *Eau-de-Cologne* an. Nachdem so eine kleine halbe Stunde geplaudert war, führte uns der Fürst in unsere Gemächer, welche sich rechts und links vom Thronsaale befanden.

Im reichvergoldeten Thronsaale standen viele prächtige Geschenke und Raritäten, welche die früheren Fürsten und auch der damalige von der Regierung empfangen hatte.

Unsere Zimmer waren sehr sauber und ganz europäisch eingerichtet. Der Palast beherbergte wohl an zweihundert Bediente und Mägde.

Um 1 Uhr Nachmittags war das Mittagmahl. Hinter jedem Stuhl stand ein Bursche mit einem grossen Fächer und bewegte dieses Instrument hin und her, was eine angenehme Kühle verur-

sachte. Der europäische Koch hatte alle Speisen ausgezeichnet bereitet, der Wein war fein und alt, auf dem Tische standen feine Porzellan-, Gold- und Silbergeschirre. Der Fürst selber trank nur kalten Thee.

Es ist überhaupt erstaunlich wie nüchtern und genügsam die Eingebornen sind, was ihre Nahrung und Getränke anbetrifft. Eine gute Ration Reis und einige kleine Fische, für 20 Centimes Nahrung, genügen dem Malayen oder Javanen für einen Tag vollkommen. Dabei trinkt er Wasser oder kalten Thee. Selbstverständlich isst er gerne Früchte, wenn er sie bekommen kann.

Die Lieblingsfrucht des Eingebornen ist der *durian*, gross wie eine Wassermelone, mit grüner, dicker Schaale, welche voll grosser Stacheln ist. Im Innern befinden sich in Gehäusen 8 bis 12 gelbweisse Ballen, jeder gross wie ein Hühnerei und weich wie Butter. Der Geschmack ist für viele Leute herrlich und selbst die Europäer nennen sie die beste Frucht, aber zu gleicher Zeit verbreitet die Frucht einen so widerlichen Geruch, dass ich sie nie habe essen können ohne mir die Nase zuzuhalten!

Nach dem Mittagmahl machten wir die übliche *siesta*. Gegen 4 oder $4^1/_2$ Uhr nimmt man in Indien das Abendbad, aber auch des Morgens früh 5 oder $5^1/_2$ Uhr badet man immer. Selten sah ich ein schöneres Bad wie beim *Panambahan* von *Bangkalang*. Ein Viereck von 25 m^2, von einer hohen, mit Schlingpflanzen bedeckten Mauer, umgab ein grosses, marmornes Bassin mit krystallhellem Wasser, das von einer leise murmelnden Quelle genährt wurde. Vom Ankleidezimmer stieg man mittelst einer breiten Treppe in's Wasser und konnte bequem im Bassin herumschwimmen. In einer Ecke dieses Raumes stand ein mächtiger Waringinbaum und bildete ein grünes, undurchdringliches Dach über das ganze Bad. Gegenüber der ebengenannten Treppe, war eine andere Treppe, die zu einer sorgfältig verschlossenen Thüre führte, zum Harem des *Panambahans*. Ich muss gestehen, dass ich leise jene Treppe bestieg und lange durch's Schlüsselloch lugte! Aber leider sah ich gar nichts und sprang wieder in's Wasser!

Man muss in Indien gelebt haben um den herrlichen Genuss eines kühlen Bades schätzen zu können. Ohne tägliche Bäder würde man zu Grunde gehen, oder besser gesagt, noch schneller zu Grunde gehen.

Vor dem Abendmahl besuchten wir die übrigen Mitglieder der fürstlichen Familie. Nach dem Abendmahl war zu Ehren des Divisionskommandanten eine Soirée veranstaltet, auf welcher auch die europäischen Civilbeamten mit ihren Damen erschienen. Es wurde

Gamelang gespielt (javanisches Orchester mit melancholischer Musik) und dabei tanzten einige schöne, junge javanische oder maduresische Mädchen. Der Tanz ist eine halbe Pantomine. Die inländischen Fürsten und Grossen machen es sich bequemer als wir. Sie tanzen nicht selber, sondern lassen schöne Frauen für und vor sich tanzen und rauchen in der Abendstille eine Cigarette.

Wie ganz anders war das bei uns in den Garnisonen, wo die Lieutenants *par tour de rôle* mit der Frau Hauptmännin, oder wohl gar mit der Frau Majorin herumwirbeln mussten! *Ma foi!* ich wäre wohl lieber *Panambahan* gewesen!

Die zwei folgenden Tage waren der Revue und Inspektion der Hülfstruppen gewidmet. Des Abends waren wieder Feste und wir machten einen Besuch den Gräbern der fürstlichen Familien, die grösste Höflichkeit, welche man dem Eingebornen beweisen kann. Die Gräber sind dem Eingebornen sehr heilig und nach denen von berühmten Fürsten oder Priestern werden selbst Wallfahrten gemacht. Auf den alten Gräbern der Fürsten findet man die grössten und schönsten Bäume. Im *Craton* von *Kota-radja* in *Atschin* stand auf einem solchen Grabe ein Baum, um dessen Stamm ich 50 Schritte machen musste. In diesen alten, hohlen Bäumen hausen die *Gekkos*, grosse, dunkelfarbige Eidechsen, welche des Nachts einen Ruf hören lassen, der klingt wie: *tokaier!* Die Eingebornen behaupten, dass diese Thiere die Gräber hüten und es wäre eine Verletzung der Sitten, sie zu tödten.

Am zweiten Tage machten wir auch unsere Aufwartung bei der ersten Frau (die gesetzliche Frau, deren Kinder Recht auf den Thron haben) des *Panambahans*, die *touwan-ratou*, eine schöne, junge malayische Frau, welche prächtige Diamanten trug. Mein Chef hatte mir anempfohlen sehr abgemessen zu sein, weil der alte, stocktaube *Panambahan* gar eifersüchtig war, doch die zwei jungen, bildschönen Cousinen der *touwa-ratou* fanden es gar nicht unartig, dass ein junger Adjutant ihnen ein wenig den Hof machte! Doch mein braver, guter Divisionär sass auf heissen Kohlen und machte mir Augen die sagen wollten: „Wenn das nicht aufhört, so stecke ich Sie in's Loch“.

Nachdem wir die zwei andern Fürsten von *Madura* besucht hatten, kehrten wir nach einer Reise von 14 Tagen, nach *Soerabaja* zurück. Ich beende auch für heute Abend diese Erzählung, verehrteste Herren, in der Hoffnung, Ihnen einige angenehme Augenblicke bereitet zu haben und in der völligen Ueberzeugung Ihres wohlwollenden Urtheils.